Südlich.

J M & I R R

Die kürzeste und beste Bahn nach

Louisville, Nashville, Memphis, Chattanooga, Atlanta, Savannah, Jacksonville, Mobile and New Orleans.

Es ist vortheilhaft für Passagiere nach dem Süden, eine direkte Route zu nehmen.

Palast-, Schlaf- und Parlor-Wagen zwischen Chicago u[illegible] ouisville un[illegible] St. Louis und Louisville ohne Wagenwechsel.

Comfort, Schnelligkeit und Sicherheit dieses „Jeff" die alte unverlässige

J. M. & I. R. R.

H. R. Dering.
Assistent General Passagier-Agent,
Nordost-Ecke Washington und Illinois Str., Indpls

E. W. McKenna, Superintendent.

Chicago, St. Louis and Pittsburg Railroad.

Zeit-Tabelle für durchgehende und Lokal-Züge
vom 17. Febr. 1883 an:
Züge verlassen das Union-Depot, Indpls., wie folgt:

Stationen.	Schnellzug	Postzug	Schnellzug	Accom.
Abg. Indianapol's	4:26 Nm	† 10:15 V	† 4:55 Nm	† 4:00 N
Ank. Lomb'sville	6:20 „	12:50 Nm	6:41 „	6:13 „
„ Richmond	6:52 „	1:37 „	7:14 „	6:50 „
„ Dayton	8:07 „	3:32 „	8:35 „	.....
„ Piqua	8:38 „	3:47 „	8:49 „	.....
„ Urbana	9:06 „	4:51 „	9:52 „	.....
„ Columbus	11:30 Nm	6:40 „	11:20 „	.....
„ Newark	12:52 „	.....	2:37 Bm	.....
„ Steubenville	5:19 „	.....	4:24 „	.....
„ Wheeling	6:32 „	.....	8:02 „	.....
„ Pittsburg	7:02 „	.....	6:17 „	.....
„ Harrisburg	4:15 Bm	.....	2:20 Nm	.....
„ Baltimore	7:40 „	.....	5:10 Nm	.....
„ Washington	8:50 „	.....	6:20 „	.....
„ Philadelphia	7:50 „	.....	5:15 „	.....
New York	11:20 „	.....	7:30 „	.....
„ Boston	8:25 Nm	.....	7:00 Nm	.....

* Täglich. † Täglich, ausgenommen Sonntag.

Pullmann's Palast-, Schlaf- und Hotel-Wagen durch die Pittsburg, Harrisburg, Philadelphia und New York, ohne Wechsel. Blos ein Waagenwechsel nach Baltimore, Washington und Boston.

☞ Fahrkarten nach allen Oestlichen Städten sind in allen Haupt-Fahrkarten-Bureaus des Westens und in dem Stadt-Bureau, Ecke der Illinois und Washington Straße und im Union Depot Bureau, Indianapolis, zu haben. Schlafwagen-Karten können im Voraus gesichert werden durch Spezialbriefe an den Agenten im Stadt-Bureau oder im Union Depot zu Indianapolis, Ind.

H. R. Dering, A. G. P. A., Nordost-Ecke Washington und Illinois Straße. Ind'pls

James McGrew, Manager, Columbus, Ohio

S. A. Ford, Genl. Passagier- und Ticket-Agent
Pittsburg, Pa.

Feuer-Alarm-Signale.

4 Pennsylvania und Market.
5 Hauptquartier des Feuer Department.
6 Ost-Straße und New York.
7 Nobel und Michigan Straße.
8 New Jersey-Straße und Massachusetts Ave.
9 Winston und Nord-Straße.
12 Massachusetts Ave. nahe Noble Str.
18 Delaware Str. und Fort Wayne Ave.
14 New Jersey und Fort Wayne Avenue
15 Peru Str. und Massachusetts Ave
16 Christian Ave. und Alb Str.
17 Park Ave. und Butler Str.
18 Barrows Str. und Malott Ave
19 Archer und John Str.
123 College Ave. und Siebente Str.
124 Alabama und Siebente Str.
125 Meridian und Siebente Str.
126 Bandes Str. und Lincoln Ay
127 Ausstellungs-Gebäude.
128 Central Ave. und Achte Str.
131 Alabama und Morrison Str.
132 Rohampton und Achte Str.
134 College Ave. und Zehnte Str.
35 Home Ave. und Delaware Str.
36 Delaware und Michigan Str.
21 St. Joe Str., nahe Illinois.
23 Pennsylvania und Pratt Str.
25 No. 5. Engine House Sechste, nahe Illinois
26 Mississippi und St. Clair Str.
27 Illinois und Michigan Str.
28 Pennsylvania Str. und Home Ave.
29 Mississippi und Vierte Str.
212 Tennessee und William Str.
213 Pennsylvania und Michigan Str.
214 Illinois und Herbert Str.
Indiana Ave. und Michigan Str.
32 Meridian und Walnut Str.
34 California und Vermont Str.
35 Blake und New York Str.
36 Indiana Ave. und St. Clair Str.
37 Stadt-Hospital.
38 Blake und Nord Str.
39 Michigan und Agnes Str.
312 West und Walnut Str.
313 West und Dritte Str.
314 Siebente und Howard Str.
41 Washington, nahe West Str.
42 Geisendorf und Washington Str.
43 Missouri und New York Str.
45 Meridian und Washington Str.
46 Illinois und Ohio Str.
47 Tennessee und Washington Str.
48 Kingan's Pork House.
49 Indianola.
412 Missouri und Maryland Str.
413 Mississippi und Wabash Str.
415 Ferguson's Pork House.
421 J. B. & W. Round House.
423 Insane Asylum.
51 Illinois und Merrill Str.
52 Illinois und Louisiana St.
53 West und McCarty Str.
54 West und South Str.
56 Tennessee und Georgia Str.
57 Meridian und Ray Str.
58 Madison Ave. und Morris Str.
59 Madison Ave. und Dunlap Str.
512 West und Rockwood Str.
513 Kentucky Ave. und Merrill Str.
514 Union und Morris Str.
516 Illinois und Kansas S.
517 Morris und Dacotah Str.
61 South nahe Delaware Str.
62 Pennsylvania und Louisiana Str.
63 Delaware und McCarty Str.
64 Ost und McCarty Str.
65 Alabama und Virginia Ave.
67 Virginia Ave. und Bradshaw Str.
68 Ost und Coburn Str.
69 Pennsylvania Str. und Madison Ave.
612 McKernan und Dougherty Str.
71 Virginia Ave. nahe Huron Str.
72 Ost und Georgia Str.
73 Washington und Benton Str.
74 Benton und Georgia Str.
75 Forest Ave. und Pine.
76 Dillon und Bates Str.
78 Virginia Ave. und Dillon.
79 Fletcher Ave. und Dillon.
712 Spruce und Prospekt Str.
713 English Ave und Laurel Str.
714 Orange und Olive Str.
715 Shelby und Beecher Str.
81 [illegible] New Jersey Str.
82 Washington und Delaware St.
83 Ost und Pearl Str.
84 New York und Davidson Str.
85 Taubstummen-Anstalt
86 Ver. Staaten Arsenal
87 Oriental und Washington Str.
89 Frauen-Gefängniß.
812 No. 8 Schlauch-Haus, Ost Washingtonstraße
813 Market und Noble Str.
814 Ohio und Harvey Str.
91 Maryland nahe Meridian Str.
92 Meridian und Georgia Straße.

1-2-1 Privat-Signal.
1-2-1 Und Kasten wiederholt, zweiter Alarm.
3-3 Signal für Feuer-Druck.
Zwei Schläge, Feuer aus.
Drei Schläge, Druck ab.
Zwölf Schläge, 12 Uhr Mittags.

Haus Siegfried.

Roman von Schmidt-Weißenfels.

(Fortsetzung.)

IX.

Wie betäubt betrat Robert die Straße. Er athmete auf, als die freie Luft ihn umfing, wie von einem Alpdruck erlöst. Da droben waren die Bäume des Thiergartens; ihre Kronen trugen noch das dunkle Grün, aus dem der Septemberwind nur erst einzelne gelbe Blätter herausgeschüttelt. Das Buschwerk und der Rasen prangten noch und die klaren Strahlen der späten Vormittagssonne spielten darüber. Dahin lockte es ihn wie in einen heiligen Hain, in den sich ein gequältes Gemüth flüchtet, um sich zu beruhigen. Seine Seele lechzte nach der lauschigen Einsamkeit der Waldnatur, die hier so nahe an das Geräusch und den Verkehr der Straße sich ausbreitet, weit hinein, von breiten, sauberen Wegen und schmalen, durch Dickichte sich schlängelnden Pfaden durchzogen.

Alle die Empfindungen, welche der Auftritt mit Elise so heftig gereizt hatte, kamen hier in der Ruhe und Einsamkeit unter den Bäumen noch einmal und in wildem Durcheinander über ihn. Bis in die Tiefen seiner Brust war es in Aufruhr und es stiegen Erregungen aus ihnen empor, die ihm bisher fremd gewesen waren. Zorn und Abscheu, Verwunderung und Aerger, Kummer und Entrüstung über das, was er von seiner Schwester Lippen gehört, stritten mit einander und konnten lange keinen Ausgleich finden. Bald hing er ihren gefühllosen Aeußerungen über sein arbeitsloses Leben, über sein Künstlerthum nach, bald ihren Anspielungen auf sein Erbtheil und ihrem Verdacht seiner Speculation auf Onkel Friedrich's dereinst sich ergebenden Nachlaß, was ihm noch niemals im Traume eingefallen war. Dann gedachte er ihrer schamlosen Offenheit, mit der sie ihre Habsucht, ihren Sinn nach Geld und Reichthum an den Tag gelegt, und dann wieder ihrer unerschütterlichen und unerklärlichen Hartherzigkeit, mit der sie von ihrem Entschluß einer Trennung von Mann und Kind gesprochen. Und wie sie ihn von sich gestoßen, überlegt ihn auf's Empörendste beleidigt, zu erniedrigen versucht mit dem Hinweis auf seine Geburt, sein armes Herkommen, seine Adoptirung durch ihren Vater! Alles dies wirbelte lange durcheinander; ihm war, als sei plötzlich die Vergangenheit all' der Täuschungen entkleidet, in der sie ihm bisher so freundlich erschienen; als seinem Leben ein Stoß gegeben worden, der es aus einem Garten in eine Wüste treibe.

Und immer von Neuem und immer am mächtigsten hob sich eine wehmüthigreuige Empfindung über alle anderen hervor, die in der stummen Frage sich ausdrückte: „Warum habe ich noch nie an meinen Vater gedacht?"

Und wie er auch Elise immer entschiedener verurtheilte und sich gerechfertigter fühlte, ihr fest und vorwurfsvoll, verdammend zuletzt, entgegengetreten zu sein, so klang ihm doch fort und fort der Name Werg in den Ohren und sein Mund bebte leise die Frage ab:

„Hatte ich nicht eine Mutter und einen Vater, ehe ich Herrn Wilhelm Siegfried's Sohn wurde?"

Das Herz war ihm so voll, daß es zerspringen wollte. Nach einem Menschen suchte er in seiner Beklemmung, an dessen Brust er sich werfen könnte, um Trost zu finden. Es konnte kein Anderer sein als Onkel Friedrich.

Ja, dieser Mann stand ihm für das höchste Vertrauen, für Thränen, die ein Männerauge weinen möchte, um die Spannung in der Brust zu lösen, am nächsten.

Der war es gewesen, welcher ihn als Kind immer am liebevollsten behandelt hatte und der ihm als ein echter väterlicher Freund bis zu diesem Tage treulich zur Seite gestanden. Was er als Knabe auf dem Herzen gehabt, mit ihm hatte er am liebsten, und als er älter geworden, nur noch allein gesprochen. Wohl wahr, daß sein Bruder Wilhelm für das Kind welches er angenommen und in alle Rechte eines eigenen gesetzt hatte, gütig sorgte und es ihm an nichts fehlenließ; aber Onkel Friedrich hatte sich doch immer väterlicher, immer gleich in seiner Theilnahme gegen Kleinen gezeigt. Jetzt kam ihm dies Alles mehr in Erinnerung und in kritischen Betracht, wie je zuvor. Das hatte Elise bewirkt, indem sie ihn an diese früheren Verhältnisse so böswillig gemahnt.

Denn er hatte es schon als Kind gemerkt, nun aber grübelte er zum ersten mal darüber, daß mit der Geburt Elise's die Freunde seiner zweiten Aeltern an ihm sich bedeutend mäßigte und sie ihre volle Liebe der eigenen Tochter zuwandten. Es war am Ende zu natürlich, als daß es hätte anders sein können, und daher war es ihm auch nicht schmerzlich aufgefallen. War doch immer Onkel Friedrich da, der unverändert gegen ihn blieb! Es kam ihm jetzt ins Gedächtniß, wie dieser oft mit seinem Bruder, dem alten Herrn Wilhelm Siegfried, über die Ankunft Elise's auf Erden gescherzt. Das Siegfried'sche Ehepaar war so lange Zeit vorher kinderlos gewesen, daß es alle Hoffnungen auf Nachkommenschaft aufgegeben und deswegen den verwaisten Knaben Robert Werg an Kindesstatt angenommen hatte. Kaum ein Jahr später wurde ihm nun doch noch Elise geboren, und Onkel Friedrich meinte oft, dies unerwartete Ereigniß könne nur durch den Geschmack an Mutterglück, wie es Frau Siegfried durch die Adoptirung des kleinen Robert empfunden, möglich geworden sein. Frau Siegfried aber mußte für ihre so spät geborene Tochter einen schweren Preis bezahlen. Sie wurde nicht wieder gesund und starb nach einigen Jahren an der Schwindsucht. Sie am meisten, oder richtiger allein, hatte die Annahme des fremden Knaben wohl als Uebereilung bereut. Bei allen ihren guten Eigenschaften konnte sie doch in der Mutter nicht die innerste Natur des Weibes, die Liebe zu ihrem Kinde und die Eifersucht auf das angenommene, verläugnen.

Ueber drei Jahre älter war er, Robert, als Elise, und sie wuchsen wie ein richtiges Geschwisterpaar auf. Man hätte meinen müssen, sie wüßten es nicht anders, als daß sie als Bruder und Schwester natürlich zusammen gehörten. Niemand sprach nach dem Tode von Frau Siegfried ein Wort, welches auf die Adoptirung Robert's zielte, oder gar eine Eifersucht unter den Kindern deshalb hätte erregen können. Wurde später Elise herrischer, launischer und oft zänkisch gegen ihren Bruder, so waren dies sicherlich aufgegangene Keime, die ihre Mutter ihr in den ersten Mädchenjahren noch ins Herz geworfen. Aber Robert legte kein Gewicht darauf, gab ihr nach, weil er sie lieb hatte und ohne zu denken, daß er weniger werth als Mitglied der Familie sein könnte, denn sie. Wie und daß er ein aufgepfropftes Reis der Siegfrieds geworden, hatte er vergessen; daran waren ihm die Erinnerungen verblichen und Niemand, selbst Elise nicht, rief sie wieder stärker hervor.

Onkel Friedrich war ein sehr tüchtiger Mann im Geschäft, hatte sich gründlich und geschickt nach seinem Studien- und Wanderleben dahinein, in Felle und Leder, gearbeitet und sich als Stütze und Stellvertreter seines älteren Bruders, des gewiegten Kaufmanns, durchaus bewährt. Doch zuweilen, mitten in der Woche, zumal im Frühling und Sommer, mußte er hinaus in Flur und Wald, schon in der ersten Frühe und bis die Sonne sank.

Auf diesen Fahrten meilenweit über Land, durch den Grünewald oder nach dem Müggelsee, nahm er gewöhnlich seinen Liebling mit, schon als er noch so klein war, daß ihn die jungen Beine nicht viele Stunden hintereinander tragen konnten, und ebenso als er ein kräftiger Bursch geworden. Und noch jetzt strichen sie so durch die Landschaft gar manchen Sommertag.

Allemal war dies ein Festtag für ihn gewesen, denn Onkel Friedrich erzählte gern von allerhand und in eben so unterhaltender wie belehrender Weise für seinen Begleiter. Seine Freude an der Natur, an ihrer Schönheit auch in den bescheidenen Erscheinungen der märkischen Waldseen und der Haveluser, der Hügelketten längs der wasserreichen Oberspree, der Inseln und Berge bei Potsdam, lernte der Knabe begreifen und würdigen. Seine Achtung vor allem echt Menschlichen, seine Auffassungen von Menschen und Dingen waren ihm in Blut und Fleisch übergegangen, und er war der verehrende Schüler eines Mannes geworden, der als Philosoph und Künstler, als Kaufmann und Gelehrter sich sein bestimmtes, eigenartiges Menschenthum gebildet hatte und dem in den Hauptzügen nachzufolgen ihm Ehrgeiz wurde.

Gut sein, um der eigenen und stillen Genugthuung willen; klug sein, um sich Verdruß und Aerger damit möglichst zu ersparen; streben, um dem Leben eine höchste Entfaltung zu geben; das Schöne lieben, um dem Häßlichen aus dem Wege zu gehen; Geld erwerben, um durch Reichthum unabhängig vom Gemeinen zu sein; den Besitz von Vermögen hochstellen, um nicht aus eigener Schuld in Bedrängniß oder gar Armuth zu gerathen; leiblich und geistig sich Genüsse verschaffen, die erquicken und nicht erschlaffen — so waren etwa die Formeln der Weisheit Onkel Friedrich's, wie sie Robert gelernt, oder wie er sie selbst abgefolgert, um des Hagestolzen Gewohnheiten sich zu erklären. Sie mochten Manchem als sehr selbstsüchtiger und eigensinniger Art, und er damit als ein Sonderling erscheinen; aber Niemand besser als er, sein Jünger, wußte, daß er der gütigste Mensch von der Welt war, wenn man ihm nicht seine Zirkel störte.

Und dieser Onkel Friedrich — Gott wußte, warum er sich nicht verheirathet hatte! — war es eigentlich gewesen, der ihn zum Maler bestimmte. Er entsann sich noch, und jetzt dachte er mit Lebhaftigkeit wieder daran, wie eines Tages in seiner Gegenwart, als er bereits confirmirt war, Vater Wilhelm Siegfried zu seinem Bruder und Geschäftsgenossen sagte:

„Was soll denn eigentlich der Robert werden? Kaufmann?"

„Na, Junge," hatte ihn darauf Onkel Friedrich selber gefragt, „was meinst Du?"

Freimüthig hatte er darauf geantwortet:

„Zum Kaufmann hätte ich wenig Lust."

„Dann," erwiderte Wilhelm Siegfried sogleich, „sollst Du es auch nicht werden. Es wäre kein Gewinn für unser Geschäft, wenn es dereinst nicht von einem tüchtigen Kaufmann, der es mit Leib und Leben ist, weitergeführt würde."

„Stimmt," bemerkte der Onkel sinnend; „besser auch, man sucht einen neuen Compagnon."

Dabei hatte er gewiß an seinen Austritt aus dem Geschäft und an einen Ersatzmann für sich in demselben gedacht, während sein älterer Bruder offenbar schon seine Zukunftspläne wegen des heiligen Familiengutes mit seiner leiblichen Tochter in Verbindung brachte.

„Er kann ja studiren," schlug dieser auch sogleich vor.

„Oder wenn er Maler würde!" fragte Friedrich. „Er hat's dazu. Warum soll er sein Talent nicht, wie es ist, berücksichtigen? Davon zu leben, wird er ja einmal grade nicht nöthig haben. Wäre es Dir nicht recht, Junge, mit der Kunst?"

„O, gern, gern," rief Robert überglücklich.

So that man denn ihm den Willen und auch dem Onkel Friedrich, welcher in allen Stücken viel bei seinem Bruder und ihm wie Robert's Vormund im Besonderen galt.

Mit seinem fünfzigsten Jahre, wie er es sich vorgenommen, hatte Onkel Friedrich seinen Geschäftsantheil an den jungen Bernhard Schauß abgetreten und sich, wie er wohl scherzte, lediglich seinen Musen gewidmet. Auch die Ausführung dieses längst gehegten Entschlusses kennzeichnete den Rest seines Lebens, er wie einst seine Jugend, genießen, und besaß ja vollauf die Mittel dazu. Wie groß sein aus dem Geschäft gezogenes Vermögen sei, wußte zwar Niemand. Darüber beobachtete er eben so Stillschweigen, wie über die Art der Anlage seiner Capitalien.

Das war sein Geheimniß, schien es. Die Leute hielten ihn für geizig und man erzählte, daß er auf selbst sehr vortheilhaft gemeinte Ansinnen, die ihm seine Bekannten wegen Darlehen machten, niemals eingangen war. Er wollte jedenfalls nicht an seinem fest angelegten Vermögen rühren und in dem Bezug seiner Zinsen weder nach unten, noch nach oben einer kleinsten Ungewißheit sich ausgesetzt sehen. Daraus machte er gar kein Hehl. Und doch, Robert wußte es, gab er einen großen Theil seines Einkommens für mildthätige Zwecke aus. Vergebens würde man sich an ihn gewandt haben, um zu öffentlichen Sammlungen irgend einer Art eine Summe beizutragen, in irgend einer Liste unter den öffentlichen Wohlthätern zu stehen.

Aber er studirte in den Zeitungen, wo er im Stillen helfen konnte, oder er ging auf ein ihm zu Ohren gekommenes Unglück in armen Familien heimlich seinen Weg zu ihnen, die Hand zum Geben in der Tasche. Robert hatte ihn schon so manches mal dabei ertappt, den Zweck so mancher dieser Gänge, dieser Geldbriefe und Postanweisungen errathen, daß er den hochherzigen Sinn dieses für geizig gehaltenen Mannes nur zu gut zu würdigen vermochte.

Den ganzen Weg durch die einsamen Gänge des Thiergartens hatte Robert sich mit ihm beschäftigt, in Gedanken ihn sich so in voller Figur ausgemalt. Es war, als thue er es in seiner tiefen Aufregung sich zum Trost und zur Ermuthigung. Er war auch viel ruhiger geworden, und als er sich am Brandenburger Thore sah und hier auf einmal der brausende Lärm des Stadtlebens ihn umfing, fragte er sich, wie aus seinem Hinbrüten und Nachsinnen emporgerissen, warum er so viel an Onkel Friedrich gedacht.

Da klang es ihm noch immer, wie vorher, in den Ohren:

„Hatte ich nicht einen Vater, der Werg geheißen?"

Und weh, wie vorher, im Herzen, aber auch wie sicher, auf dieser Frage, welche in dem Aufruhr seiner Brust ihm geboren worden, ohne Antwort zu erhalten, murmelte er:

„Darum dachte ich jetzt an Onkel Friedrich! Darum!"

X.

Es war grade Mittagszeit, als Robert wieder in seine Wohnung trat. Er speiste mit dem Onkel zusammen in dessen Zimmer; ihren Haushalt führten sie ja gemeinsam; der Diener und die Köchin warteten für sie Beide auf. Nur hatte selbstverständlich der Aeltere den Oberbefehl und er hielt streng auf Ordnung auch in diesen Angelegenheiten. Punkt ein Viertel nach ein Uhr mußte die Suppe auf den Tisch kommen.

Bei Leibe hätte der junge Mann über Tisch nicht von dem gesprochen, was ihn bedrückte, und noch viel weniger von dem Auftritt, den er mit Elise gehabt, und von ihrem häuslichen Zerwürfniß. Aber nach Beendigung der Mahlzeit, beim Kaffee, glaubte er die Frage an den Onkel richten zu dürfen, ob er am Abend zu Hause sein werde und wegen einer Herzenssache mit ihm reden dürfe.

„Herzenssache?" erwiderte dieser erstaunt. „Ich denke, damit ist Alles in schönster Ordnung?".

Er sah die Wolke auf Robert's Stirn und schüttelte sein kahles Haupt bedenklich.

„Junge, was steckt dahinter? Du hast einen Kummer. Herzenssache? Die kann doch nur mit Helene zusammenhängen?"

„Nein, nein," erwiderte Robert, „darüber will ich nichts mit Dir reden. Es ist auch gewiß gar nichts Unangenehmes für Dich."

„Um so besser," rief Onkel Friedrich sichtlich beruhigt. „Wozu dann bis zum Abend warten? Nur heraus mit der Sprache! Was Dich so nahe angeht, das kannst Du mir auch jetzt sagen."

Der junge Mann legte traulich seinen Arm auf die Schulter des väterlichen Freundes; die Thränen waren ihm nahe und mit einem halben Seufzer sprach er:

„Man kann sich manchmal seinen Stimmungen nicht erheben, lieber Onkel, und es ist heut' eine so sentimentale über mich gekommen —"

„Eine gefühlsweiche," schaltete der immer schnippische Fremdwortjäger murmelnd ein.

„Daß ich ihren Grund Dir anvertrauen möchte, Dir, der mir allein eine Beruhigung zu gewähren vermag. Ich habe," setzte Robert sogleich hinzu, „an meine Aeltern gedacht, deren ich doch nicht mehr mich erinnere. Mich verlangt sehnsüchtig, von ihnen etwas zu hören, als sei ein natürliches Gefühl des Kindes erst heut' in mir erwacht."

„Hm," entgegnete Friedrich mit einem theilnahmsvollen Blick auf den jungen Mann. „Was ist am Ende weiter dabei? Aber wie kommst Du dazu? Was veranlaßt Dich?"

„In dem ich mein Leben mit einem Ernst, der mich in meiner Stimmung überkam, überblickte, stieß ich auf eine Lücke, auf ein Nichts, auf ein Dunkel, dort, wo es seinen Anfang genommen. Nicht wahr, ich hätte schon längst das seelische Bedürfniß haben sollen, diese Lücke ausgefüllt zu wissen? Wie, lieber Onkel, hat es sich gemacht, daß ich aus Robert Werg ein Robert Siegfried geworden bin?"

„Na, das ist eine sehr einfache Geschichte und darum hat man weiter nicht darüber gesprochen in späteren Jahren. Wozu denn? Das hätte ja geschienen, als wollte man Dir eine erwiesene Wohlthat vorwerfen. Im Gegentheil solltest Du einmal nicht mehr wissen, daß Du ein angenommenes Kind bist. So meinte ich, und so setzte ich immer auch voraus, daß es der Fall bei Dir wäre. Fällt dem Jungen jetzt, nach sechsundzwanzig Jahren ein, sich nach seinen todten Aeltern zu erkundigen?"

„Wäre es Dir verdrießlich, Onkel?"

„Ganz und gar nicht; doch es muß mich billig überraschen. Und so bekümmert, so bewegt bist Du, so feierlich, möchte ich ja gen, daß doch eine Stimmung allein dies nicht genügend erklärt. Warum bist Du noch niemals bis heute auf diesen Gedanken gerathen?"

„Das fragte ich mich auch," antwortete Robert sinnend, „und habe es mir bitter vorgeworfen. Aber mich entschuldigt, daß ich die Erinnerung an meine erste Kindheit verloren habe. Ich kannte mich nur als Wilhelm Siegfried's Sohn. Eine zufällige Anregung führte mir heut' erst zu Gemüth, daß meine Aeltern anders heißen."

„Werg, ja," ging Onkel Friedrich nun schon dazu über, das Verlangen seines Lieblings zu erfüllen, und er bezeigte mehr und mehr Befriedigung darüber, die längst verflossene Geschichte sich selbst wieder ins Gedächtniß zurückzurufen. „Da Du es bist, der die Frage an mich stellt, so wüßte ich nicht, weshalb ich Dir die Antwort schuldig bleiben soll. Geheimnißvolles, Romantisches, um diesen zulässigen Ausdruck anzuwenden, giebt's dabei nicht. Keine schrecklichen Enthüllungen, Gott bewahre! Wenn Du etwa dergleichen vermuthet hast, Robert—"

„O nein, ich dachte an nichts, als zu erfahren, wie ich in dieses Haus gekommen bin, um einen zweiten Vater zu finden."

„J," rief der Onkel lebhaft aus, „in diesem Hause bist Du ja geboren worden, Junge."

Robert sah verwundert auf.

„Hier?"

„Freilich hier. Die kleine Wohnung zu ebener Erde im rechten Hofgebäude, wo der Johann mit seiner Frau und seinen drei Rangen hauste—"

„Unser Nollknecht?"

„Ja, dieselben Zimmer hatte Dein Vater gemiethet. Damals gaben wir noch die Wohnungen in jenem Seitenflügel zur Miethe. Und da bist Du geboren worden. Als ich von meinen Reisen zurückkam und in unser Geschäft trat, wohnte Doctor Werg schon ein paar Jahre dort. Du warst etwa zwei Jahre alt, Deine Mutter war kurz zuvor gestorben."—

„Du hast sie nicht gekannt?" fragte Robert bedauernd.

„Nein."

„Du kannst mir nichts, gar nichts von ihr erzählen?"

„Eigentlich nichts. Wir kümmerten uns nicht weiter um die Leute im Hause. Ich habe damals nur gehört, daß Deine Mutter blutjung gewesen, hübsch, aber krank und schwächlich. Von Deinem Vater sah und hörte ich auch nicht viel. Er ging selten aus, saß den ganzen Tag zu Hause und arbeitete. Du triebst Dich auf dem Hof umher, spieltest da, und weil ich häufig in die Speicher und Lager hinüber mußte, fielst Du mir bald auf und wir wurden gute Freunde mit einander. Du warst ein schönes Kind, das kann ich wohl sagen, ein blonder Lockenkopf mit großen blauen, Augen und Wangen wie gemal'. Reichte ich Dir meine Hand, so hingst Du Dich gern an und ich nahm Dich mit in die Speicher. Konntest auch schon recht drollig plaudern, so daß ich oft lachen mußte und Dich manchmal in die Wohnung meines Bruders brachte, wo er und seine Frau Vergnügen daran hatten, mit Dir zu spielen und sich stundenlang zu unterhalten."

„Nicht einmal, Junge. Es war ein Mann, der einen menschenscheuen, traurigen Eindruck machte. Er grüßte sehr artig, wenn er mich sah, und — ja, eines Morgens sprachen wir auch miteinander. Das ist wohl das einzige mal gewesen."

„Und lerntest Du denn meinen Vater nicht näher kennen?" forschte Robert beharrlich.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Auslande

— Der „K. Z." wird geschrieben: Von ganz vortrefflichem Erntewetter in den ersten Augustwochen ungemein begünstigt, hat die Kornernte in dem Großherzogthum Mecklenburg ganz bedeutende Fortschritte gemacht und das Wintergetreide, wie Roggen, Weizen und Gerste, ist nicht allein überall schon geschnitten, sondern größtentheils auch schon eingefahren. Eine große Menge hoher Kornmiethen auf allen Feldmarken zeugen von dem Reichthum der Ernte, welche aufzunehmen alle Scheunen nicht ausreichten. Wenn auch die Hagelschläge und Gußregen der ungewöhnlich vielen und starken Gewitter, welche Mecklenburg in diesem Sommer durchtobten, an manchen Stellen sehr bedeutenden Schaden anrichteten, so haben doch sonst beide Großherzogthümer eine reiche Ernte. Man kann im Allgemeinen annehmen: Roggen, mit die Hauptfrucht des Landes, im Stroh mehr als eine Durchschnittsernte, in Körnern eine gute Durchschnittsernte, Weizen in Stroh und Körnern eine gute Durchschnittsernte, Gerste in Körnern mehr als eine Durchschnittsernte. Bei dem Mähen und Einfahren des Hafers und Sommerweizens ist man jetzt eifrig beschäftigt. Auch hier hat die sehr günstige Witterung der letzten Zeit noch das Wachsthum ungemein gefördert und sowohl Stroh wie Körner geben eine gute Durchschnittsernte. Mit dem Dreschen des Roggens durch Dampfmaschinen ist man in den größeren Landwirthschaften jetzt eifrig beschäftigt, und da Alles größtentheils in trockener Beschaffenheit eingebracht werden konnte, so sind alle Körner auch trocken, reif und von gutem Geschmack. Die Kartoffelkrankheit hat in letzter Zeit zwar viele Fortschritte gemacht, doch erwartet man bei dem außergewöhnlich reichen Knollenansatz noch immer eine Mittelernte in Kartoffeln.

— In Besancon fand am 17. August die Enthüllung des Standbildes von Claude de Jouffroy, dem eigentlichen Erfinder der Dampfschiffe, unter außerordentlich zahlreicher Betheiligung von Seiten der Bevölkerung der Franche-Comte statt. Das Standbild selbst ist ein Werk des Bildhauers Charles Gautier und der Architekt Saint-Genest hatte den glücklichen Gedanken, den Sockel durch fließendes Wasser zu schmücken. Ferdinand von Lesseps führte bei der Feier den Vorsitz als Delegirter der französischen Akademie. Jouffroy versuchte schon im Jahre 1776 einen kleinen Dampfer auf dem Doubs, freilich ohne großen Erfolg. 1783 aber auf der Saone in Lyon einen anderen, welcher sich nun als sehr gelungen erwies. Der Erfinder konnte aber seinen Plan nicht kräftig zur Durchführung bringen, weil das Institut de France ihm nicht nur den nöthigen Schutz nicht angedeihen ließ, sondern seine Versuche sogar hinderte und lächerlich machte. So kam es, daß Fulton, der erst 1803 Napoleon I. einen Plan zum Bau eines Dampfschiffs unterbreitete, allgemein als der Erfinder der Dampfschifffahrt bis in die jüngste Zeit genannt wurde. Fulton hat übrigens selbst, nachdem Arago die wahre Sachlage klar gelegt, die Urheberschaft der Erfindung Jouffroy überlassen.

— Henri Fouquier, der Chroniqueur des „XIX. Siecle", welcher aus Marseille gebürtig ist, schreibt: „Ich erhalte einige seltsame und wahrhaft ergreifende Details über die Cholera in Marseille. In einem Theil der Bevölkerung war der Glaube verbreitet, die Kranken würden von den Aerzten vergiftet. Darum weigerten sich Viele, sich ins Hospital bringen zu lassen oder in ihrer Wohnung Hilfe anzunehmen, und es wurden Unglückliche todt in ihren Behausungen gefunden, wo sie sich abgesperrt hatten. Im „Pharo", wo die Aerzte von Marseille sich so tapfer gezeigt, giebt ein Arzt einem Kranken sein „Cyeat" und sagt: „Nicht wahr, mein Junge, Du bist froh, daß Du Dich daraus gezogen hast?"—„Ja wohl, Herr Doktor, um so mehr, als ich nicht dachte, daß ich lebendig davonkommen würde."—„Wieso?"—„Weil man sagt, da es zu viele Arbeiter gäbe, müßten die Aerzte die Kranken vergiften."—„Und Du hast das wirklich geglaubt?—„Mein Gott, wenn die Regierung es ihnen befohlen hatte."—Der Präfekt stand daneben und hörte dieses Gespräch.—„Hast Du auch geglaubt," fragte er einen andern, ebenfalls geretteten Patienten, daß man Dich vergiften würde?"—„Nicht zu sehr aber gesagt habe ich es doch."—Es schmerzt mich tief, versichern zu müssen, daß diese Worte ganz authentisch sind. Sie stellen die menschliche Dummheit in ihrer Blöße und in ihrem vollen Umfange dar. Da giebt es also Leute, welche glauben und wiederholen, ohne nur die Ungeheuerlichkeit des Einfalls zu ahnen, daß die Regierung Befehl ertheilt, Leute zu vergiften, und daß die Aerzte gehorchen. Und was das Kolossalste ist, dieses entsetzliche Ding schien denen, die daran glaubten, nicht einmal so außerordentlich! So weit sind wir also noch zurück in der dritten Stadt Frankreich, in der Stadt, die mit Schulen angefüllt und nicht für reactionär gehalten wird.

— Die Anordnung des österreichischen Kaisers, nach welcher in den Statuten des St. Stefan-Ordens, des Leopold-Ordens und des Ordens der eisernen Krone jene Bestimmungen aufgehoben wurden, denen zufolge mit den einzelnen Ordensgraden der Anspruch auf eine Standeserhöhung verbunden war, giebt dem „Wiener Tagebl." Veranlassung, über die Entstehung des Ordens Einiges zu erzählen. Nachdem Napoleon I. sich auf den französischen Thron erhoben hatte, erfolgte die Umwandlung der zisalpinischen Republik in eine erbliche Monarchie. Napoleon ließ sich zum erblichen König erklären und am 20. Mai 1805 in Mailand krönen. Die Krone, deren er sich bei jener Feierlichkeit bediente, war jene der alten longobardischen Könige, welche in dem Schatze in Monza bei Mailand aufbewahrt wurde. Sie besteht aus einem vier Finger breiten und mit Edelsteinen geschmücktem goldenen Reife, von der Form eines antiken Diadems, hinter welchem ein fingerbreiter eiserner Reif liegt, der aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet sein soll und von welchem sie den Namen der eisernen Krone erhielt. Napoleon stiftete zum Andenken an seine Krönung den Orden der eisernen Krone und nannte ihn: Ordine della corona di ferro. Der jedesmalige König von Italien sollte Großmeister desselben sein und die auf achthundert festgesetzte Zahl der Mitglieder bestand aus drei Klassen: Dignitarien, Kommandeurs und Rittern, welche alle bestimmte Pensionen genossen. Das Ordenzeichen stellte die eiserne Krone vor, in deren Mitte der französische Adler mit gehobenen Flügeln stand und um den Reif der Krone lief die Inschrift: Dio me la diede, guai a chi la tocca! (Gott hat sie mir gegeben, wehe dem, der sie antastet!) Das Königreich Italien ward im Jahre 1814 zertrümmert und mit ihm erlosch der Orden Napoleons. Erst als im Winter von 1815 auf 1816 Kaiser Franz I. seine wiedereroberten italienischen Staaten besuchte, wurde der Orden reaktivirt als österreichischer Orden der eisernen Krone. Einem Mitgliede des hohen italienischen Adels, das auf die vorerwähnte napoleonische Inschrift des Ordens im Gespräche mit Kaiser Franz anspielte, sagte der Monarch: „Sehen's, ich droh' Niemand', aber mein Orden dauert länger, als der vom Napolium!"

— Man schreibt aus Herne (Westfalen) vom 19. August: Es war gestern, Mittags 12 Uhr, als Bergleute in der Grube Schamrock einen starken Luftstoß